

BEATRICE
FABREGAS

*Karibik-
feuer*

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Juli 2013

Knaur Taschenbuch

© 2012 Knaur Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Kerstin von Dobschütz

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Gettyimages/© SuperStock;

Mountain American rhododendron (w/c on paper), Eaton,
Mary E. (1873–1961) / National Geographic Image Collection /
The Bridgeman Art Library;

Two Hummingbirds, ca. 1865–75 (oil on canvas), Heade, Martin
Johnson (1819–1904) / Brooklyn Museum of Art, New York, USA /

Dick S. Ramsay Fund / The Bridgeman Art Library

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-51028-5

2 4 5 3 1

Vorbemerkung

Die Neger auf dem Lande stehen auf einer ungemein tiefen Stufe der Cultur und dem Thiere wirklich sehr nahe. Daher sind sie erstens ungefährlicher, leichter zu regieren, und im Fall einer Revolution, nur im ersten Moment verderblich; und zweitens glücklicher, als man glaubt, da sie Freiheit, Lebensgenüsse usw. gar nicht kennen, für Nahrung, Kleidung und Wohnung nicht zu sorgen haben, und kein anderes Leiden fürchten als die Arbeit. Da diese aber im größten Theil des Jahres eine mäßige ist, so kann man wirklich den Zustand der Neger im Allgemeinen einen nicht unglücklichen nennen, glücklich will ich nicht sagen, da Menschen, auf so tiefer Bildungsstufe stehend, wohl nie glücklich genannt werden können ... Mich erstaunten ihr Schmutz, ihre Hässlichkeit und der fast immer wilde, tückische, aber dumme Ausdruck ihrer Gesichter. Sie leiden viel an krebsartigen Krankheiten. Die Disciplin ist streng. Nachts werden sie in ihren Wohnungen eingeschlos-

sen. Es giebt Pflanzer, die ihre Neger schlecht behandeln; doch fallen Emeuten ebenso oft gegen milde, wie gegen strenge Herren vor und scheinen daher weniger vom Haß gegen die Weißen als Herren, sondern als Veranlasser zur Arbeit zu entstehen.

Prolog

Die Sonne färbte den Himmel rot und versah die zerzausten Königspalmen am Feldrand mit einem Heiligenschein. Winzige bunte Vögel zuckten wie Schatten über die Plantagen. Es roch nach geschlagenem Zuckerrohr. Kein Duft eigentlich – Zuckerrohr ist nahezu geruchlos –, eher ein Gefühl, süß und klebrig, das sich auf Kleidung und Haare legte, in Nase und Kehle stieg, bis man glaubte, dieses Gefühl für den Rest des Lebens mit sich herumtragen zu müssen. Zusammen mit dem Staub des von Sonne und Hitze ausgedörrten Bodens legte es sich auf die Haut wie ein schwerer Mantel aus Erschöpfung und Schweiß. Obwohl der Abend nahte, war es auf den Zuckerrohrfeldern unweit von Trinidad nicht kühler geworden. Es gab keinen Wind, der die schweißfeuchte Haut trocknete, und erst recht keinen Regen, obwohl Sklaven und Herren ihn gleichermaßen herbeisehnten. Selbst die Karibikküste, von den hügeligen Plantagen gut zu sehen, lag unbewegt und starr wie Blei im Abendlicht.

Die Sklaven ließen die Macheten sinken, schauten zum Himmel, der dunkler, aber noch immer wolkenlos war. Sie wischten sich mit der Hand den brennenden Schweiß aus den Augen und schickten verzweifelte Blicke nach dort, wo die Orishas lebten, und flehten um ein wenig Nass, um ein paar Tropfen, die auf die Haut fielen, in die ausgedörrten Kehlen, die struppigen Haare, auf die rissige Haut. Manch einer wandte sich lieber an eine Ceiba, die als magischer Baum galt, und hielt jedes Säuseln in den Blättern für eine Nachricht der Götter. Wieder andere konnten den Blick gar nicht mehr heben. Mit geduckten Schultern und gebeugtem Nacken starrten sie auf den Boden, in der Hoffnung, eine Maja de Santa Maria zu erblicken. Auch diese Schlange, eine Boa, galt als magisch, doch sie tat zumeist nichts anderes, als in der Sonne zu liegen und bei der Erschütterung des Bodens durch menschliche Schritte ihren langen Körper in Sicherheit zu bringen. Nur wenige hatten die Maja de Santa Maria je gesehen, doch jeder hoffte darauf, weil es hieß, sie erfülle die geheimsten Wünsche.

Der weiße Herr stieg von seinem Pferd, würgte den Staub aus seiner Kehle, leckte ihn von den spröden Lippen. Auch er betrachtete den Himmel, doch er flehte die Götter nicht um Regen an. Die weißen Herren auf Kuba waren es nicht gewohnt, um etwas zu bitten. Und so versuchte er, Gott zu befehlen, es regnen zu lassen. Er schickte drohende Blicke gen Himmel, reckte die Fäuste, spuckte noch einmal in den Staub zu seinen Füßen und verfluchte dieses gottverdammte Land mit der sengenden Hitze, den seltenen Regengüssen, den Krankheiten, giftigen Tieren und Pflanzen und natürlich den Sklaven, die

nichts anderes im Sinn hatten, als ihrem weißen Herrn zu schaden.

Er ließ die Reitpeitsche gleich in der Eingangshalle fallen, und ein schwarzes Mädchen in weißer Schürze eilte hinzu, hob sie auf und wischte den Staub ab. Im Patio ließ sich der Herr auf einem gepolsterten Korbstuhl nieder, und schon kam ein anderes schwarzes Mädchen in weißer Schürze und brachte ihm ein großes Glas mit eisgekühltem Batido.

Und der Herr trank seinen Batido de Coco, ein Mischgetränk aus Kuh- und Kokosmilch, in einem Zug aus und gab dem Mädchen ein Zeichen, ihm ein lauwarmes Bad zu bereiten. Währenddessen saß er im Patio, die Beine weit von sich gestreckt, mit den Fingern ungeduldig auf den Tisch trommelnd, und lauschte in die hereinbrechende Nacht, deren Geräusche ihm auch nach all den Jahren hier noch fremd waren.

Und dann hörte der Herr das eine, welches ihm Schauer über den Rücken schickte. Das eine, das er zu gern verboten hätte, was er aber nicht vermochte. Das eine, über das er keine Macht hatte: die Trommeln der Santeria.

Und er wusste, dass ein geheimes Ritual begonnen hatte. Ein Ritual, das er nicht kannte, nicht einschätzen konnte, aber von dem er gehört hatte, dass eine Kraft in ihm wohnte, die ausreichte, Menschen zu töten. Sogar weiße Herren. Er hörte die Trommeln und roch den Rauch, der in einer dünnen Säule über den Hütten der Sklaven aufstieg. Ein Huhn gackerte wild und verstummte plötzlich, und die Luft war erfüllt von einem Raunen und Summen, einem Tuscheln und Brummen, dem sich der Herr nicht verschließen konnte. Das Fingertrommeln wurde hefti-

ger, unregelmäßiger. Und als nach endlos langer Zeit das schwarze Mädchen kam, um ihn ins Bad zu führen, hatte er Angst. Der weiße Herr hörte, wie die schwarze Sklavin mit der anderen schwarzen Bademagd tuschelte. Ein paar verstohlene Worte nur, aber er hatte sie verstanden: Eine würde kommen. Mädchen oder junge Frau. Schon bald. Und dann würde alles anders werden.

ERSTER THEIL



Europa

Erstes Kapitel

Würzburg, im Frühjahr 1858

*D*u darfst mich küssen! Na, los doch!« Wilma spitzte die Lippen, schob das Kinn nach vorn und schloss die Augen. Ihr bodenlanges Kleid, das nach der neuesten Mode geschneidert war und einen mit Rosshaar versteiften Unterrock hatte, war so ausladend, dass Hermann befürchtete, Wilma würde nach vorn überkippen, geradewegs in seine Arme fallen und ihm mit der albernen Blümchenhaube im Gesicht herumwischen. Er trat einen Schritt zurück und dachte: Sie sehen so verkniffen aus, ihre Lippen. Verkniffen und zugleich lüstern feucht. Er verabscheute den Gedanken, seinen Mund auf diesen zusammengepressten, feuchten Strich drücken zu müssen. Mit hängenden Armen sah er sich unsicher in dem dunklen Flur um und wusste nicht, was er tun sollte. Sein Blick blieb an der Treppe hängen, die ins Obergeschoss führte. Doch da kam niemand. Das ganze Haus lag still.

Wilma blinzelte. »Na, los doch! Hast du nicht gelernt, dass man gehorchen muss, wenn eine Dame befiehlt?« Sie reckte das Kinn noch ein Stück weiter in seine Richtung. Hermann trat von einem Fuß auf den anderen und betete darum, dass irgendwas oder irgendwer Wilma aufschreckte. Wilma pustete ihn an, so dass er ihren Atem riechen konnte. Veilchenpastillen, dachte er. Sie lutscht Veilchenpastillen. Abneigung schüttelte seinen mageren Leib. Seine Mutter hatte Veilchenpastillen geliebt. Immerzu hatte sie davon gegessen. Bis sie selbst wie ein Veilchen gerochen hatte. Nur zum Schluss nicht, da war sie verkohlt, wie Hermann noch nie einen Menschen gesehen hatte. Und die Zähne, die selbst wie kleine weiße Veilchenpastillen in ihrem Mund geleuchtet hatten, die waren entblößt bis auf das verbrannte Zahnfleisch und offen zu einem letzten Schrei.

Hermann fuhr sich mit dem Ärmel über die Augen.

»Was ist jetzt?«, fragte Wilma, öffnete die Augen und betrachtete ihn enttäuscht von oben bis unten.

»Eine Dame«, stammelte Hermann. »Eine richtige, vornehme Dame, die küsst nicht jeden.«

Wilmas Gesicht erstarrte, die feuchten Lippen kräuselten sich. »Willst du mir was von Vornehmheit erzählen?«, zischte sie und fuhr ihm mit den langen Fingernägeln über den Arm.

Schnell schüttelte er den Kopf und setzte ein falsches Lächeln auf. Er hob den Finger wie ein Schulmeister: »Eine richtige Dame, die lässt sich erobern. Die wartet auf einen Prinzen, der sie aus dem Turm befreit. Eine, die sich gleich küssen lässt, die nimmt dem Mann die Freude an der Eroberung.«

Jetzt lächelte Wilma. »Erobern willst du mich also?«
Hermann schluckte. Es sah aus, als würde er nicken.
»Ach, du bist zu süß! Geradezu putzig bist du.« Wilmas Gesicht kam dicht an das seine heran. Hermann verzog den Mund. Veilchenpastillen, dachte er wieder. Wenn sie wenigstens keine Veilchenpastillen lutschen würde. Er hielt die Luft an und stieß sie dann in einem Schwall aus.

»Oh!« Wilma lachte. »Da muss wohl jemand seine ganze Beherrschung aufbringen.« Ihr Finger kitzelte Hermann unter dem Kinn. »Sag, findest du mich so begehrenswert, dass dir die Luft wegbleibt?«

Hermann trat einen Schritt zurück und nickte. Warum kommt niemand?, dachte er. Den ganzen Tag laufen Leute durch den Vorsaal. Und jetzt, da ich jemanden brauche, kommt keiner!

Mittlerweile war es ihm unerträglich, Wilma anschauen zu müssen. Dieses aufgebauschte Haar, das ihr unter der Blümchemhaube wie Hundeschwänze vom Kopf abstand. Die kleinen, eng zusammenstehenden Augen, die vor Heimtücke ganz dunkel werden konnten. Darunter die Nase, viel zu groß. Wie eine Karnevalsnase hockte sie in Wilmas Gesicht. Und die schmalen Lippen, die sich gern zu einem Strich verzogen und die langen Zähne verbargen. »Ich ... ich muss nach Titine sehen«, stammelte er schließlich, drehte sich um und rannte davon. Hinter sich hörte er Wilmas empörtes Schnauben: »Titine, immer Titine. Du willst ein Mann sein? Eine Amme bist du!«

Hermann hetzte die Treppe nach oben, nahm zwei Stufen zugleich, eilte durch den Gang und riss endlich die Tür zu seiner kleinen Kammer auf, die er sich mit Titine teilte.

Titine saß auf einem Stuhl nahe beim Fenster, wandte sich zu ihrem Bruder um. Ihr Gesicht war von einer Gaslaterne beschienen.

Hermann umarmte die Kleine, presste ihren schmalen Kopf an seine Brust, strich sanft über ihre dünnen Schultern. »Geht es dir gut?«, fragte er.

Titine löste sich aus seiner Umarmung, hielt den Kopf ein wenig schief, betrachtete den Bruder aus ihren sehr hellen Augen und lächelte.

»Es geht dir gut!« Hermann atmete auf. »Hast du der Frau Doktor wieder so lange helfen müssen?«

Wieder neigte Titine den Kopf leicht zur rechten Seite.

»Also ja. Es ist nicht recht von der Frau Doktor, eine Zwölfjährige so lange schufteten zu lassen.«

Titine zuckte mit den Achseln. »Das ist nicht schlimm, mach dir keine Sorgen«, bedeutete diese Geste, die nur Hermann verstand.

Zweites Kapitel

Sie waren erst seit ein paar Wochen im Hause des Apothekers Dehmel in Würzburg. Gleich nach dem Brand waren sie hierhergekommen. Der Brand. Er hatte ihr Leben verändert, hatte sie aus der gewohnten Bahn geschleudert wie ein Straßenjunge seinen Lumpenball. Seither, seit dem Brand, sprach Titine nicht mehr. Sie, die früher immerzu geplappert und gekichert hatte, war in jener Nacht verstummt. Die Nacht, in der sie alles verloren hatten. Die Eltern, das Zuhause, die Zukunft. Dankbar mussten sie sein, dass Doktor Dehmel, ein alter Freund des Vaters, sie aufgenommen hatte. Natürlich war es nicht zu dessen Schaden; das hatte Hermann sogleich begriffen. Einen billigen Lehrjungen, einen guten Gehilfen hatte er sich mit ihm ins Haus geholt. Und mit Titine ein stummes Kind, gerade gut für die einfachen Arbeiten und nicht in der Lage, sich dagegen zu wehren.

»Denkst du ... denkst du oft an Zuhause?«, fragte er leise. Titine senkte den Kopf. Ihre schmalen Schultern zuckten.

»Nicht weinen, meine Kleine. Bitte weine nicht.«

Er zog sie in seine Arme und strich ihr sanft über den Rücken. »Nicht weinen«, wiederholte er und musste anpassen, dass seine eigenen Tränen nicht auf ihr weißblondes Haar fielen.

Der Brand. Es gab keinen Tag, an dem er nicht daran dachte. An das Prasseln und Knistern, an das Geräusch,

als die Balken brachen, das Glas aus den Scheiben sprang, an den Rauch, der in den Augen brannte, sich wie ein Kloß in die Kehle setzte und keinen Platz für den Atem ließ. Wenn ich doch nur nicht ..., dachte Hermann. Hätte ich doch bloß nicht!

Dann schob er den Gedanken rasch zur Seite. Er durfte nicht verzweifeln. Er war der Einzige, den Titine noch hatte. Am Tag nach dem Brand, als er verdreckt und hustend auf einem Stein vor den noch immer qualmenden Überresten des Hauses gesessen hatte, da hatte er sich geschworen, alles wiedergutzumachen. Er hatte geschworen, sich um Titine zu kümmern, sie niemals allein zu lassen, ihr Vater, Mutter und Bruder zu sein.

Später war die Droschke des Bestatters gekommen. Zwei Männer in schwarzen Jacken und Vaternördern hatten Särge abgeladen. Sie waren in die Ruine des verbrannten Hauses gegangen, waren mit den Särgen wieder herausgetreten. Der eine hatte sich geschüttelt. Der andere war bleich wie ein Leichentuch gewesen. Als sie den zweiten Sarg an Hermann vorbeitrug, sagte der eine: »Wird schon wieder.«

Aber Hermann wusste, dass es nie wieder werden würde. Und dass es seine Schuld war. Eine Schuld, die ihn fast erdrückte, die ihn wünschen ließ, auch er würde in einem Kiefernholzsarg auf die Droschke geladen. Aber er lebte. Und Titine lebte ebenfalls. Bevor die Tränen kamen, stand er auf, drehte sich noch einmal zu der Ruine um, seufzte und ging zur Nachbarin.

»Sie spricht nicht«, sagte die Frau mit mütterlicher Stimme und drückte das kleine Mädchen sanft an ihren riesigen Busen. »Der Brand hat ihr die Sprache verschlagen.«

Besorgt wirkte sie. »Selbst vor der Öllampe ist sie zurückgezuckt, und sie hält Abstand von den Herdflammen. Verständlich, ihre Furcht vor dem Feuer. Was hast du jetzt vor, Hermann?«

Der Junge zuckte mit den Achseln. »Ich werde mich um sie kümmern«, sagte er.

»Wovon willst du leben? Wo wollt ihr wohnen? Sie braucht sicher einen Arzt.«

Abermals zuckte Hermann mit den Achseln. Er fühlte sich plötzlich so müde, so unendlich müde, sterbensmüde. Mit der Hand fuhr er sich über die Augen. »Es wird schon werden«, sprach er nach, was der Bestatter ihm zugerant hatte.

Die Nachbarin musterte ihn. Ihr Gesicht wurde vom Mitleid in die Breite gezogen. »Bleibt erst einmal hier. Für ein paar Tage wenigstens. Bis sich alles gefunden hat. Die Kleine, sie muss zur Ruhe kommen.«

Hermann hatte genickt. Ja. Zur Ruhe kommen. Zur ewigen Ruhe. Wie er sich danach sehnte! Es war ganz einfach. Er musste nur den Weg hinter dem Haus ein Stück weiter gehen. Bis hinein in den Wald. Ein Strick würde sich finden. Den über einen Ast geworfen und eine Schlinge geknüpft. So, wie der alte Hauser im letzten Jahr. Er musste nur ein paar Meter auf den Baum klettern und dann springen. Es war ganz einfach. Und er war so müde. Da fiel sein Blick auf Titine.

»Ich muss weg, muss mich kümmern«, erklärte er. Die Nachbarin nickte. »Für ein paar Tage geht es hier schon. Lass dir Zeit, Junge.«

Hermann lief durch sein Heimatstädtchen, setzte Schritt für Schritt, ohne so recht zu wissen, was er tun sollte.

Arbeit suchen. Ein Dach über dem Kopf finden. Essen und Trinken für Titine. Wie machte man das? Er fühlte sich plötzlich, als sei er selbst noch ein Kind. Gerade siebzehn Jahre zählte er. Bisher war er zur Schule gegangen. Bald, nach der Matura, wäre er auf die Universität gewechselt und hätte Pharmazie studiert, denn seit kurzem gab es in Würzburg einen Studiengang dafür. Später hätte er die Apotheke des Vaters übernommen, hätte geheiratet und Kinder bekommen. Titine hätte auch geheiratet und Kinder bekommen. Und am Sonntag wären sie alle nach dem Kirchgang bei den Eltern zum Essen gewesen. So hatte er es geplant. Jetzt war alles anders. Jetzt hatte es den Brand gegeben. Und er war ein großer Junge, der sehr viel wusste über die chemischen Elemente, aber nichts über das Leben. Und niemand war da, den er hätte fragen können.

In den Hosentaschen ballte er die Fäuste. Aus Verzweiflung. Manchmal schüttelte er im Gehen den Kopf und erschrak über den Rauchgeruch, der aus seinen Haaren aufstieg. Noch immer. Obwohl er sich zwei Mal den Kopf gewaschen hatte. Ob er den Geruch jemals loswerden würde? Er lief durch die Stadt, den Kopf gesenkt, und sah die mitleidigen Blicke nicht, die die Leute ihm zuwarfen. Manch einer blieb stehen, um zu fragen, wie es denn gehe, aber Hermann sah nichts und niemanden, sondern setzte einen Schritt vor den anderen. Wieder und immer wieder. Nicht einmal den Zeitungsjungen beachtete er, der sich eine Ausgabe vor die Brust hielt und mit markerschütternder Stimme die Neuigkeit ausrief: »Brand in der Paracelsus-Apotheke. Zwei Tote« – und urplötzlich verstummte, als er Hermann vorbeilaufen sah.

Auf dem Marktplatz blieb er stehen. Direkt vor der Markt-Apotheke. Sein Vater hatte die zweite Apotheke hier in der Stadt besessen, die Paracelsus-Apotheke. Unten, im Erdgeschoss des Hauses. Nun würde er niemals mehr hinter der großen Holztheke stehen, die Mutter würde niemals mehr Pulver und Salben anrühren. Ohne sich einen Plan zurechtgelegt zu haben, betrat Hermann die Markt-Apotheke.

Das Gesicht des alten Medizinalrats verzog sich mitleidig; Hermann konnte sehen, wie sein Monokel verrutschte, aus dem Auge glitt und erst auf der Nase zum Halten kam.

»Na, Junge, brauchst du etwas?«, fragte er. »Sag es ruhig; du kannst alles haben. Das bin ich deinem Vater schuldig. Er war ein guter Kollege.«

»Danke«, erwiderte Hermann. »Arbeit suche ich. Könnt Ihr womöglich einen Lehrling brauchen?«

Der Medizinalrat schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, Junge. Ich bin alt. Zum Jahresende schließe ich den Laden hier. Die Zeiten sind schlecht.« Er klopfte mit seinem Spazierstock, den er seit einiger Zeit auch während der Arbeit benutzte, auf den Boden. »Meine Beine wollen nicht mehr so recht. Und erst die Augen! Ohne mein Monokel bin ich beinahe blind.« Er tastete nach dem Glas, welches er vor dem rechten Auge hatte, und rückte daran herum.

Hermann nickte, als hätte er die Antwort schon im Voraus gewusst. »Danke trotzdem«, sagte er.

»Brauchst du nichts?« Der Medizinalrat war hinter der Theke hervorgetreten. »Brandsalbe vielleicht? Eine Mullbinde? Etwas für den Hals?«

Hermann schüttelte den Kopf und griff nach der Türklinke. Der Medizinalrat stand mit hängenden Schultern da. »Warte!«, rief er, verschwand in dem Hinterraum und kam mit einem Stück Lavendelseife und zwei Döschen Veilchenpastillen zurück.

»Da, nimm wenigstens das.«

»Danke!«, sagte Hermann und konnte nicht nach den Veilchenpastillen fassen.

»Was ist?«

»Meine Mutter. Sie hat diese Pastillen immer gelutscht.«

»Verstehe.« Der Medizinalrat ließ die beiden Döschen in seinem Kittel verschwinden, zog eine Schublade auf und holte Hustenbonbons hervor.

Hermann schüttelte den Kopf, doch der Medizinalrat wirkte so jämmerlich betroffen, dass er schließlich die Hand nach den Bonbons ausstreckte. Da lächelte der alte Mann. »Wenn du wieder etwas brauchen solltest, komm ruhig vorbei.«

Hermann huschte weiter durch die Stadt. Er fragte in einem Kolonialwarengeschäft nach Arbeit und erntete ein Seufzen. In einer Druckerei hatte der Besitzer Tränen in den Augen, aber keine Arbeit. Im Sägewerk reichte ein Blick auf seine schmale Gestalt, um ihn fortzuschicken, und der Bauer, den er als Letztes fragte, besah sich Hermanns Hände, ehe er den Kopf schüttelte.

Als er zurück zur Nachbarin kam, saß da ein Mann am Tisch. Einen, den Hermann früher schon gesehen hatte. Doktor Dehmel, Apotheker im nahen Würzburg. Titines Patenonkel und Freund des Vaters. Sein dicker Bauch wogte wie ein prallgefülltes Daunenkissen über dem Gürtel. Helle, weit auseinanderstehende Äuglein be-

trachteten Hermann von Kopf bis Fuß. Dann leckte sich Doktor Dehmel über die feuchten Lippen, holte aus und schlug Hermann auf die Schulter. »Na, sollst sehen, Junge, bald geht's wieder aufwärts.«

Die Nachbarin drückte seinen Arm. »Ist es nicht eine göttliche Fügung, dass der Herr Doktor gerade einen Lehrling in seiner Apotheke braucht?«

»Ja?«, fragte Hermann. »Eine göttliche Fügung?«

»Aber ja. So freu dich doch. Er ist gekommen, um euch abzuholen. Gleich, nachdem er von dem Unglück erfahren hat, ist er losgeeilt. So geht ihr jetzt nach Würzburg. Habt mit einem Schlag ein Dach und ein Auskommen. So freu dich doch, Junge.«

»Ja«, erwiderte Hermann. »Ich freue mich ja.« Und zugleich fühlte er sich so unsagbar müde, dass er nicht glaubte, es noch bis zur Mietkutsche zu schaffen. Nicht einmal die Lippen brachte er mehr auseinander. Er blickte zu Titine, die sich ängstlich an die Nachbarin presste. Ein Dach über dem Kopf, ein Auskommen. Ja, dachte Hermann. Jetzt habe ich doch, was wir brauchen. Und Apotheker kann ich obendrein lernen. So, wie es der Vater gewünscht hat. Aber die Freude wollte nicht in sein Herz, wollte nicht in seine Augen, nicht in seine Kehle. Die Nachbarin sah ihn auffordernd an; Doktor Dehmel fragte: »Na?«

Und Hermann erwiderte: »Ich freue mich.«

Drittes Kapitel

Hermann zerdrückte im Hinterraum der Apotheke in einem Mörser Thymianblätter zu einem Pulver. Später würde er Schweineschmalz auslassen und das Thymianpulver ordentlich mit dem heißen Fett verrühren, dann in Tiegel abfüllen und die Tiegel beschriften: »Thymol-Hustensalbe«. Danach würde er von den Melissensträußen, die zum Trocknen auf dem Dachboden hingen, die Blättchen abzupfen, diese in winzige Stücke schneiden und als Tee in kleine Säckchen abfüllen, der gegen Bauch- und Frauenleiden helfen sollte. blieb anschließend noch Zeit, so würde er auch die Lindenblüten zerkleinern und sie mit Honig mischen, damit die reichen Kunden etwas gegen Erkältungen hatten.

Hermann lauschte. Im Nebenraum saß Titine auf einem Schemel und wickelte helle Leinenstreifen zu Binden auf. Eigentlich sollte sie zur Schule gehen; gestern hatte Hermann die Frau Doktor darauf hingewiesen, aber die hatte nur abgewinkt. »Zur Schule? Wie soll das gehen, da sie doch nicht spricht?«, hatte sie gefragt.

»Wenn sie zuhört, so lernt sie auch«, hatte Hermann geantwortet.

»Schon möglich. Aber soll jeder Lehrer ihr eine Extrawurst braten, nur, weil es ihr die Sprache verschlagen hat? Sie bleibt im Haus, und fertig. Wenn sie wieder spricht, sehen wir weiter.«

Die Frau Doktor hatte einen riesigen Korb geholt und ihn Titine vor die Füße gestellt. »Da!«, hatte sie geschrien, als wäre Titine obendrein noch taub. »Du das aufwickeln. Verstanden? Und wenn du fertig, dann du helfen dem Dienstmädchen.«

Und Titine hatte genickt. Wie immer genickt. Wie immer und bei allem, und dann hatte sie sich in die Kammer gehockt und mit dem Aufwickeln der Leinenbinden begonnen. Ihre Augen hatten jeden Glanz verloren. Stundenlang konnte sie auf einen Punkt starren, ohne mit einer Wimper zu zucken. Wenn Hermann sie so sah, dann zerriß es ihm das Herz. Was sah sie, wenn sie so starrte? Die Mutter mit dem glänzenden Haarknoten, aus dem Titine am Abend manchmal die Nadel herausziehen durfte? Hörte sie das Lachen? Die Mutter hatte gelacht wie ein Waschweib. Das zumindest hatte der Vater manchmal im Scherz zu ihr gesagt. Das Lachen kollerte zuerst in ihrer Kehle, sprang in die Augen. Dann warf sie den Kopf nach hinten, öffnete den Mund so weit sie konnte und lachte laut und herzlich, unterbrochen nur von kleinen, komischen Seufzern. Alle hatten dieses Lachen geliebt. Und jedem hatte es ein Lächeln ins Gesicht gezaubert. Hermann seufzte. Die schöne, fröhliche Mutter. Sie war tot. Noch immer hatte er nicht ganz begriffen, was das bedeutete. Sie war weg. Ja, das wusste er. Aber sich seine lebendige Mutter als Tote zu denken, das konnte er nicht. Sie war weg. War einfach nicht mehr da. Das war schlimm genug.

Und auch der Vater fehlte. Der große, hagere Mann mit dem dünnen Haar, durch das die Ohren hervorspitzten. Der Mann, der mit leiser Stimme am Abend aus Büchern

vorlas. Er lachte nie so laut und hemmungslos wie seine Frau, aber seine Augen, die lächelten immer.

Hermann spürte einen Schmerz in seinem Herzen, der ihn beinahe zerriss. Er ging hinüber in die Kammer zu Titine. Sie sah nicht einmal auf, stierte weiterhin auf einen Fleck an der Wand und wickelte Binden. Ihre kleinen Hände arbeiteten unermüdlich, ihr Mund lächelte. Vielleicht, dachte Hermann, sieht sie Vater und Mutter vor sich. Vielleicht ist sie in ihren Gedanken bei ihnen. Er war nicht so herzlos, sie in die Wirklichkeit zurückzuholen.

Ein Dienstmädchen huschte über den Gang und winkte Hermann zu. Hermann winkte zurück, sah ihr nach. In der Paracelsus-Apotheke hatte es keine Dienstmädchen gegeben, die mit weißen Achselschürzen über dunklen Waschkleidern und Hamburger Häubchen auf den hochgesteckten Haaren Tee und Kaffee in winzigen Porzellantassen serviert hatten. Hier, im Hause des Doktor Dehmel aber war es die Mode der Frau Doktor und ihrer Tochter, an jedem Dienstagnachmittag angesehene Damen der Stadt zu heißer Schokolade oder Kaffee einzuladen. Hier, in Würzburg, war alles anders als zu Hause. Die Ladenglocke schrillte. Sogleich erklang die Stimme Doktor Dehmels. »Gnädige Frau, was kann ich für Sie tun? Kratzt es im Hals bei diesem Wetter? Ja, ja, es ist kalt in diesem Herbst. Die Stürme kamen früh. Ich kann mich nicht erinnern, jemals schon im August Stürme erlebt zu haben.«

Doktor Dehmel rief nach ihm. »Hermann, so bring doch zwei Döschen von unseren Halspastillen für die Frau Kommerzienrat.«

Hermann nahm zwei der Dosen vom Stapel, wischte kurz mit einem Lappen darüber und brachte sie in den Verkaufsraum. »Guten Tag, gnädige Frau!«, wünschte er, ohne auf eine Antwort zu hoffen, legte die Pastillen auf den Tisch und begab sich sogleich neben die Ladentür, um der Dame beim Hinausgehen behilflich zu sein. Hinter der Theke zog Doktor Dehmel Grimassen, die Hermann befehlen sollten zu lächeln. Er verzog den Mund, machte einen Diener und schloss die Ladentür behutsam.

Kaum war die Frau verschwunden, klingelte die Ladenglocke erneut, und der Herr Stadtrat von Wimmeldorf betrat die Apotheke. Doktor Dehmel katzbuckelte vor dem hohen Herrn, gab seiner Stimme einen festen Klang, den sie sonst nicht hatte, und sprach über Politik, während Hermann mit gesenktem Kopf und auf dem Rücken gefalteten Händen neben der Tür zu den Hinterräumen stand, bereit, auf Zuruf das Gewünschte zu holen.

»Nun, Herr Stadtrat, die Revolution von 1848 ist seit zehn Jahren vorüber. Und was hat sich getan in der Zeit? Wenn Sie mich fragen, Herr Stadtrat, so denke ich, dass wir mit einem Kaiser am besten fahren würden. ›Deutsches Kaiserreich‹, das hat doch Klang und Größe, nicht wahr, Herr Stadtrat?«

Hermann konnte die Antwort nicht verstehen, er hörte nur immer wieder den Apotheker reden. Dessen Stimme klang irgendwie rutschig, schien es Hermann. Als könnte man darauf ausgleiten und stürzen. Nachdem er den Stadtrat unter Verbeugung zur Tür geleitet und diese aufgerissen hatte, winkte der Apotheker den Jungen zu sich. »Ich möchte doch einmal wissen, warum du so ein Ge-

sicht ziehst. Das Lächeln, lieber Junge, gehört zum Beruf. Du solltest es einüben, wenn die Natur es dir nicht gegeben hat. Und jetzt geh in die Salbenkammer. Was du zu tun hast, das weißt du ja.«

Wie soll ich lächeln, dachte Hermann, wenn doch gerade erst die Eltern gestorben sind? Aber er sagte nichts, nickte nur und verschwand in den Hinterräumen.

Von dort aus hörte er eine fremde Frau über die Verdauung ihres werten Herrn Gemahls reden und über die leicht anzüglichen Komplimente des Apothekers kichern und zerrieb weiter mit dem Stößel die Thymianblättchen im Mörser.

»Lauschst du etwa?«

Hermann fuhr herum. Im Türrahmen lehnte Wilma und grinste ihn an. Ihre Hände glitten über den Stoff ihres Kleides, das leise raschelte. Heute trug sie eines, das am Ausschnitt mit Spitzen versehen war, und Hermann fand, dass es aussah wie ein Nachtgewand, wäre da nicht die ungeheure Krinoline gewesen. Hoffentlich kommt sie nicht herein, dachte er. Mit ihrem ausladenden Kleid stößt sie mir die Tiegel und Fläschchen noch vom Arbeitstisch.

»Macht es Spaß, den ganzen Tag Kräuter zu zerreiben?«

Hermann sah sie an. »Ja. Mir macht es Spaß. Ich bin dankbar dafür, hier zu sein und arbeiten zu dürfen.« Er leierte diese Worte herunter, als hätte er sie auswendig gelernt. Wilma trat einen Schritt näher. »Na, von deiner Dankbarkeit habe ich noch nichts gemerkt.«

Schnell schaute Hermann weg, blickte in den weißen Marmor des Mörsers wie in eine Kristallkugel. »Ich muss arbeiten. Dein Vater möchte, dass ich die Hustensäfte so

schnell wie möglich fertigstelle. Der Herbst ist früh gekommen dieses Jahr. Die Leute sind erkältet.«

Wilma lehnte sich mit der Hüfte neben Hermann an den Arbeitstisch, verschränkte die Arme vor der Brust und ließ ihr Bein wippen. Ihr Kleid war so tief ausgeschnitten, dass ihre weißen, von blauen Adern durchzogenen Brüste wie Fallobst in einer Auslage lagen. Sie zog sich eine einzelne Strähne aus ihrem Haarnest und zwirbelte sie zwischen den Fingern. »So, arbeiten musst du also. Und für wen oder was schuftest du dich so ab? Willst du etwa bald eine eigene Familie gründen?« Sie kicherte, aber es klang nicht belustigt. »Oder willst du am Ende gar die Apotheke kaufen?« Ihr Mund zog sich zusammen, der Blick wurde ein wenig drohend. »Das schlag dir aus dem Kopf. Die Apotheke gehört mir. Nur wer mich heiratet, darf eines Tages hinter dem Ladentisch stehen.«

Hermann schwieg. Seine Hand umklammerte den Mörser, so dass seine Fingerknöchel ganz weiß wurden. Er fühlte sich unbehaglich, der Schweiß brach ihm aus, und zugleich fröstelte er. Wie brachte es Wilma nur immer wieder fertig, ihm die Worte im Mund umzudrehen? Er hatte doch nur gesagt, dass er arbeiten müsste. Und jetzt stand er als Erbschleicher da.

»Ich will die Apotheke nicht«, erklärte er.

Wilma rückte näher. Ihr Gesicht kam so dicht an seines, dass er wieder die Veilchenpastillen riechen konnte.

»Du willst also die Apotheke nicht?«

»Nein.«

»Ist sie dir etwa nicht gut genug?«

Hermann sah auf. »Das habe ich nicht gesagt.«

»Aber vielleicht hast du es gemeint.«

»Nein, habe ich nicht. Ich möchte nur meine Arbeit machen.«

Wilma ließ nicht locker. »Und wenn du die Apotheke nicht willst, dann heißt das doch auch, dass du mich nicht willst.«

Hermann fuhr zusammen. »Das habe ich auch nicht gesagt.«

»Aber gemeint hast du es. Denk ja nicht, ich bin dumm.«

Hermann fühlte sich wie ein Fisch, der in einem Netz zappelte. Der Mörser rutschte ihm aus der schweißnassen Hand. »Ich halte dich nicht für dumm. Und ich will auch die Apotheke nicht.«

»Und mich willst du auch nicht?« Wilma gurrte wie ein Täubchen und machte Anstalten, Hermann erneut unter dem Kinn zu kraulen.

Der Junge wich zurück. »Ich bin ein Lehrling«, stammelte er schließlich. »Es steht mir nicht zu, mich einer Dame der höheren Schicht zuzuwenden.«

Jetzt lachte Wilma. »Gott, du bist wirklich putzig. Wir kommen aus derselben Schicht. Hast du das vergessen? Dein Vater und mein Vater sind Apotheker. Wir beide wissen, was das heißt.«

Hermann lief es jetzt heiß den Rücken herunter. Er fühlte sich nicht mehr wie ein Fisch im Netz, sondern wie ein Fisch in einem zu kleinen Wassereimer, der bei jeder Bewegung an die Ränder stieß. Schließlich nahm er seinen ganzen Mut zusammen: »Außerdem bin ich viel jünger als du.«

Wilma gab ihm einen groben Stoß vor die Brust, Hermann taumelte zurück. »So etwas sagt man nicht zu einer

Dame. Eine Dame, mein Lieber, ist immer so jung, wie sie sich fühlt.« Ihre Augen blitzten, die Haare waren gesträubt, und ihr spitzes Kinn zitterte.

»Ich wollte dich nicht kränken«, stammelte Hermann und überlegte dabei, ob es nicht das Beste wäre, einfach wegzulaufen. Er spürte die Röte in seinem Gesicht brennen. Auf der anderen Seite war er ein wenig erleichtert. Er hatte Wilma gekränkt. Vielleicht ließ sie ihn jetzt in Ruhe, vielleicht ging sie ihm aus dem Weg, vielleicht sprach sie nicht einmal mehr mit ihm.

»Ach, er wird rot, der Zuckerjunge. Wie putzig. Na, ich verzeihe dir.«

Hermann stieß einen Seufzer aus, den Wilma für einen Ausdruck der Erleichterung hielt. Sie kam noch näher, kitzelte nun tatsächlich sein Kinn. Stocksteif stand Hermann, unfähig sich zu bewegen.

»Das Alter soll nicht unsere Sorge sein. Du bist siebzehn, kannst bald heiraten. Ich bin einundzwanzig. Das sind nur ein paar Monate zwischen uns.«

»Zweiundvierzig«, stotterte Hermann. »Genau zweiundvierzig Monate.«

»Bfffff!« Wilma blies ihm Veilchenatem ins Gesicht.

»Manche Dinge begreifst du nicht, wie? Man hält einer Dame ihr Alter nicht vor. Himmelherrgott. Noch einmal und du bekommst eine Mauschelle. Zum letzten Mal sage ich dir, dass wir im selben Alter sind. Genau zueinander passend.«

Hermann grub die Zähne in die Unterlippe und nickte. Er hätte allem zugestimmt, nur damit sie endlich ging.

Wilma zuckte plötzlich mit den Schultern. »Komm heute Abend zum neunten Glockenschlag in den Garten hinter

dem Haus. Dann werde ich dir schon zeigen, was du willst und was nicht.«

Sie zwickte ihm noch einmal in die Wange, dann verließ sie die Kräuterkammer.

Hermann atmete auf, wischte sich mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn. Heute Abend, dachte er, werde ich überall hingehen, nur nicht in den Garten.